



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Björnsons Ragni

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

umfassenden Wissens als tiefer und veredelnder Seelenerfahrungen; sie findet sich daher auch bei ungelehrten Leuten, namentlich bei Frauen, ja sie kann sogar äußerliche Maske sein oder ein Gemisch vieler verschiedener Masken, wie bei großen Schauspielern.

Zu einem ähnlichen Ergebnis sind wir auf einem andern Gebiete gelangt, das mit der Vergeistigung nicht zusammenfällt, aber innig mit ihr verwebt ist, auf dem der Sittlichkeit. In einer Untersuchung des sittlichen Fortschritts (Grenzboten 1890, Nr. 37) gelangten wir zu dem Ergebnis, dieser Fortschritt bestehe in dem wachsenden Reichtum der sittlichen Erscheinungen. Außerdem darf noch in zweifacher Beziehung von einem Fortschritt der Sittlichkeit gesprochen werden. Erstens ist es Pflicht jedes einzelnen Menschen, sittlich fortzuschreiten, zweitens hat jede Zeit für sich jene Hindernisse wegzuräumen, die der Entfaltung der Sittlichkeit im Wege stehen, unbekümmert darum, daß sich vielleicht gleichzeitig, ohne und gegen die Absicht der Gesetzgeber, Regenten und Erzieher, andre Hindernisse aufhäufen; das kommende Geschlecht will auch etwas zu thun finden.

Damit sind wir dem Sinn der Weltgeschichte schon ganz nahe gekommen.



Björnsons Ragni



er noch an der Macht der litterarischen Reklame gezweifelt hätte, der wird zu anderer Ansicht gekommen sein, seitdem die norwegische Litteratur der Gegenwart, insbesondre die Werke Ibsens und Björnsons, nach Deutschland gekommen sind und hier im umgekehrten Verhältnis zu ihrem wahren Werte mit stetig wachsender Bewunderung begrüßt werden. Die kritischen Balkentreter, geführt von dem Machtpruch eines Georg Morris Cohen Brandes, an den sich Juden und Sudengenossen anzuschließen pflegen, haben es wirklich fertig gebracht, daß die näselnden Töne und die gurgelnden Akkorde dieser registerarmen norwegischen Orgel in Deutschland wie eine weltbewegende Zukunftsmusik erbrausen, daß selbst die geistlosesten und erbärmlichsten Machwerke, wenn sie nur aus dem Norden stammen, wie klassische Offenbarungen gottbegnadeter Geister, wie gewaltige Oratorien einer modernen Vernunftreligion, wie bahnbrechende Kunstwerke einer neuen Geistesentwicklung von der urteilsarmen und geschmacklosen Masse aufgenommen werden.

Der Ibsenkultus, gegen den die Grenzboten von Anfang an zu Felde gezogen sind, hat in gewissen Kreisen einen Umfang und eine Höhe erreicht, die kaum noch weiter zu treiben sind. Nur mit Bedauern oder mit Spott können unbefangene Geister, deren Ansichten über die wahren Aufgaben der Dichtkunst noch nicht von litterarischen Marktschreibern beeinflusst worden sind, diesem lächerlichen Treiben zuschauen; denn derartige Geschmacksverirrungen gehören zu den schlimmsten Krankheitsanzeichen unsers ungesunden litterarischen Lebens. Man rühmt die lebenswahre, packende Charakterzeichnung des Norwegers; aber was sind das alles für gemachte, öde Geschöpfe, für langweilige, unfreiwillig komische Figuren, die uns dieser griesgrämige, dramatische Grübler fortwährend vor Augen führt: in Nora, in den Gespenstern, in den Stützen der Gesellschaft, in der Wildente, in Hedda Gabler! Was ist das für eine schale, poesielose Sprache, die mühsam durch alle Stücke dahinschleicht oder ruckweise vorwärtstaumelt, was ist das für ein trostloser Mangel an großen Ideen und echten Empfindungen, der überall nur durch eine wesenlose Geheimnisthuerei, durch gedankenleere Gedankenstriche verhüllt werden kann!

Mit Björnstjerne Björnson wird in Deutschland zwar noch nicht solcher Humbug getrieben wie mit Ibsen. Aber auch bei ihm muß doch vor einer blinden Überschätzung gewarnt werden, die der Unverstand oder der Eigennuß geschäftig zu verbreiten sucht. Björnson ist in Deutschland weiteren Kreisen erst durch sein im Jahre 1875 erschienenenes Drama „Ein Fallissement“ bekannt geworden; er hatte mit diesem Schauspiel, worin höchst prosaische Geldfragen die Handlung tragen und den Konflikt heraufbeschwören, seine alt-nordische Sigurdpoesie und seine romantische Richtung verlassen und einen entschloßnen Griff in die Wirklichkeit und in die wogenden Zeitfragen gethan. Bald erschienen in schneller Folge sein Drama „Der Redakteur,“ ein scharfes Strafgericht über die verkommenen Preßverhältnisse in Norwegen, „Das neue System,“ sein republikanisches Glaubensbekenntnis, und „Leonarda,“ eine kräftige Zurückweisung aller sittlichen und religiösen Unduldsamkeit, die in dem pietistischen Norwegen trotz aller demokratischen Freiheitsbestrebungen die Gemüter noch immer zu fesseln scheint.

Daselbe Streben nach sittlichen und gesellschaftlichen Reformen spricht sich auch in seinem Roman „Thomas Rendalen“ aus, und noch entschiedner in dem soeben veröffentlichten zweibändigen Werke „Ragni“ (autorisirte Übersetzung Hamburg, 1891). Beide Romane gehören zusammen; sie haben nach Inhalt und Charakterzeichnung manche Berührungspunkte; denn der Held des erstern, der Schulvorsteher Thomas Rendalen, spielt auch in „Ragni“ eine Rolle und bildet mit seinem überspannten Wesen, seinen pädagogischen Anschauungen und Bestrebungen ein Seitenstück zu dem Freidenker, dem von edler Menschenliebe erfüllten Arzte Eduard Kallem, dem Helden in „Ragni.“ Während aber der erste Roman eine ganze Reihe bunter, fesslender Bilder enthält, ist

der Inhalt von „Ragni“ dürftig, der Stoff verzettelt und die Darstellung durch die wiederholten Naturschilderungen und die realistische Kleinmalerei für den Leser oft geradezu ermüdend. In „Ragni“ ist kaum ein Fortschritt Björnsons auf dem Gebiete der epischen Kunst zu verzeichnen; wir können auch Brandes nicht Recht geben, wenn er in seinen „Modernen Geistern“ von Björnson sagt: „Sieht man von mißlungenen Einzelheiten ab, wer kann dann verhärtet genug sein, um nicht den Born einer neuen und eigentümlichen Poesie zu empfinden, der die Werke aus Björnsons zweiter Periode, zweiter Jugend sollte man sagen, durchströmt! Eine brennende Wahrheitsliebe hat diesen Büchern ihren Stempel aufgedruckt; ein männlicher fester Charakter giebt sich in ihnen kund. Welcher Reichtum an neuen Gedanken auf allen Gebieten, über Staat und Gesellschaft, Ehe und Haus!“ Wir gestehen, daß wir in „Thomas Rendalen“ und in „Ragni“ vergebens nach diesem Reichtum an neuen Anschauungen gesucht haben. Oder ist die leitende Idee in „Thomas Rendalen“ etwa neu, die der Dichter mit den Worten ausspricht: „Alle seine Gedanken waren auf Pädagogik und Erziehung gerichtet, und der Mittelpunkt davon wieder war der Gedanke, daß jedes einzelne Kind glücklich durch das „gefährliche Alter“ geführt werden müsse, das zu so verschiedenem Zeitpunkt eintritt. In dieser Periode hüßten viele etwas ein, viele erlitten Wunden, die erst später heilten; die, welche ein besseres Erbe, bessere Bedingungen hatten, gingen unbeschädigt daraus hervor, aber das war kaum die Mehrzahl. Alle Erziehung, aller Unterricht sollte sich darum drehen, einen sittlichen Menschen hervorzubringen, dies war sein Erstes und Letztes.“

Auch die dem Roman „Ragni“ zu Grunde liegende Tendenz, das engherzige, übermäßig sittenstrenge und selbstgerechte Pharisäertum zu geißeln, hat nichts Ursprüngliches an sich; und wenn Björnson in diesem Werke das Vorurteil der Gesellschaft bekämpft, eine geschiedne Frau, die sich wieder verheiratet, begehe einen Ehebruch und müsse aus der Gesellschaft ausgestoßen werden, so verstehen wir in Deutschland diesen mit viel Umständlichkeit und Mühe geschilderten Kampf für eine andre Auffassung nicht recht und können daher dem Roman nicht das Interesse abgewinnen, das er bei den norwegischen Kleinstädtern gefunden hat. Die sittliche, religiöse und politische Engherzigkeit, das bäurisch eigensinnige, wortkarge und brütende Wesen und der beschränkte geistige Horizont der in dem Roman geschilderten Nordländer scheinen tatsächlich eine Folge von dem engen Gesichtskreise zu sein, den die massigen Fjellslandschaften bilden; denn oft gestattet er den Thalbewohnern nur nach einer Richtung einen schmalen Spalt zum Fernblick, und dieser Mangel an einer weiten Perspektive macht sich auch bei Björnson gleich bemerkbar, sobald er andre Fragen und Probleme behandelt als die spießbürgerlichen Norwegens.

Trotz der großartigen und farbenprächtigen Schilderungen, die er auch in „Ragni“ von der norwegischen Küste giebt, von dem Meere mit seiner

wechselnden Beleuchtung, seinen Stürmen und seinen Wellen, „die meereschwarz und weißköpfig in das Land rollen wie sagenhafte Meeresungeheuer,“ von den verwetterten und gefurchten Felsen, die wie tausend Feuerherde aus dem Meere emporsteigen, trotz der klaren Seeluft und der frischen, reinen Bergluft, die der Dichter nicht müde wird zu preisen, wird man doch in dem ganzen Roman das Gefühl nicht los, als sei man von grauem, dunstigem Seenebel umgeben, oder als befinde man sich in einer muffigen, kaum gelüfteten Schul- oder Bauernstube, als wehe einem thraniger Fischgeruch und kalter Tabakqualm um die Nase. Kalt und thranig sind auch die Menschen, die uns Björnson in „Ragni“ vorführt. Um uns ganz für seine psychologischen Entwicklungen gefangen zu nehmen, pflegt er seinen Personen keine körperlichen Reize zu verleihen; im Gegenteil er scheint seinen Helden absichtlich soviel wie möglich äußere Mängel oder Unschönheiten anzudichten: rote Haare, Sommersprossen auf Gesicht und Händen, blinzeln Augen, abfallende Schultern u. s. w.; so ähnlich sieht Thomas Rendalen aus, so ähnlich auch Ragni.

Der Roman ist eigentlich mit Unrecht nach ihr genannt, denn sie greift erst später mittelbar in die Handlung ein und spricht im ganzen Buch kaum hundert Worte. Die Hauptpersonen sind Eduard Kalllem, ein Kaufmannssohn, und Ole Tuft, ein Bauernsohn. „Ole Tuft war der Sohn eines wohlhabenden Bauern, draußen vom Strande, das einzige Kind. Sein Vater, der vor [s. seit] einem Jahr gestorben war, war der angesehenste Laienprediger im Westlande gewesen und hatte seinen Sohn schon von früh auf zum Pfarrer bestimmt, weshalb dieser jetzt die Lateinschule besuchte. Ole war begabt und fleißig und seinen Lehrern gegenüber so ehrfurchtsvoll, daß er ihr erklärter Liebling wurde.“

Mit großer Weiterschweifigkeit und pathetischen Gedankenflügen, die zu der alltäglichen Handlung und zu den spießbürgerlichen Menschen in keinem Verhältnis stehen, und mit geheimnisvollen Andeutungen schildert der Dichter die Tugend beider Knaben, ihre Schuljahre, ihre dummen Streiche und ihre Lebenspläne. Auf Ole Tuft ist der bäurische pietistische Geist seiner Familie übergegangen. Schon als Knabe pflegt er ein durch Trunksucht heruntergekommenes Weib, um sich in solcher Dienstbarkeit für den Missionarberuf vorzubereiten; er liest die religiösen Traktate der Laienprediger mit derselben Begeisterung wie der wilde aber gutherzige Eduard Kalllem die „Drei Musketiere.“ In „Thomas Rendalen“ hat uns Björnson eine allerdings oft ans Läppische streifende Schilderung von dem Leben und Treiben in einer Mädchenschule gegeben und die vier Backfische: die blonde Milla, die braune Thora, die breite Tinka und die schmale Nora mit Humor gezeichnet mit ihren Albernheiten, ihren Emanzipationsbestrebungen und ihrem heiligen, leider bald gebrochnen Eide, nur einem keuschen Manne dereinst die Hand zu reichen. In „Ragni“ läßt uns der Dichter einen flüchtigen Blick in eine norwegische Knabenschule thun, und in Erziehungsfragen verraten seine Bemerkungen oft eine feine Be-

obachtungsgabe; so, wenn er an einer Stelle sagt: In den höheren Schulen kann zuweilen ein Geist herrschen, der in grellem Widerspruch zu dem Geist in der Stadt steht, in der die Schule liegt; es ist sogar die Regel, daß die Schule in gewissen Dingen unter ganz selbständigen Einwirkungen steht. Ein einziger Lehrer kann die Schüler auf seinem eignen Wege halten, ebenso wie es von einem oder mehreren der Kameraden abhängt, ob ein ritterlicher Geist unter den Knaben herrscht oder ein gegenteiliger (!), ob ein Geist des Gehorsams oder nicht."

Ole Tuft studirt Theologie; sein eifriger Kirchenglaube, sein Melanchthongesicht und sein versteckter, aber glühender Ehrgeiz verschaffen ihm den Beinamen des Bischofs. Aus dem nichtsnißigen Eduard Kallern wird ein fleißiger Mediziner, der vor allem nach einer tiefen Bildung und nach einer freieren Weltanschauung trachtet und allmählich von bitterem Groll gegen die Kirche und die Theologen erfüllt wird. „Den Theologen, sagt er auf einer Landpartie, die er mit seiner Schwester Josephine, mit Ole Tuft und andern Freunden macht, geht die allereinfachste Ehrlichkeit ab. Sie verschweigen, daß die wichtigsten Teile ihres Glaubens den Juden nicht offenbart, sondern von ihnen anderwärts hergenommen sind. So der Glaube an die Unsterblichkeit — auch der stammt von den Aegyptern. Dasselbe gilt von den zehn Geboten. Kein Mensch klettert auf einen hohen Berg, um sich während eines Gewitters das offenbaren zu lassen, was man schon seit tausend Jahren wußte. Woher stammt der Teufel? Woher die Höllenstrafen? Woher der jüngste Tag und das jüngste Gericht? Woher die Engel? Die Juden kannten nichts von alledem. Die Prediger sind — mit einem Worte, sie untersuchen die Sachen nicht ehrlich und erzählen den Leuten nur das, was sie für gut halten.“ So sei Simson der Sonnengott, der phönizische Herakles. Wie sinnlos zu glauben, daß jemand seine Stärke im Haare habe! Sobald man aber davon ausgehe, daß die Haare die Sonnenstrahlen sein sollen, lang zur Sommerzeit und in des Winters Schoß abgeschnitten, so erhalte die Sache Sinn. Niemals hätten die Bienen Honig in ein Glas gelegt; aber wenn wir hörten, daß es jedesmal, wenn die Sonne durch ein Sternzeichen ging, z. B. durch das des Löwen, hieß: die Sonne hat den Löwen erschlagen — ja, dann verstünden wir, daß die Bienen ihren Honig in das Glas des erschlagenen Löwen, d. h. in die wärmste Zeit des Sommers gelegt haben.

Ole Tuft steht vor dieser freigeistigen Enthüllung ohnmächtig da; ihm fehlen die Waffen, um seinen Glauben verteidigen zu können. Er kämpft mit sich, sein Inneres ist umso tiefer verletzt, als Josephine, seine Geliebte, seine Niederlage miterlebt hat. Aber noch fanatischer klammert er sich an das Bibelwort, glänzend besteht er seine theologische Prüfung und wird Pfarrer.

Eduard Kallern wohnt als Student bei Sören Kule, einem durch lasterhaftes Leben gelähmten und blind gewordenen reichen Fischhändler. Dieser

ist zum zweitenmale verheiratet, und zwar mit der achtzehnjährigen Ragni, der Titelheldin des Romans. Sie ist auf einem Berliner Konservatorium zur Klaviervirtuosin ausgebildet worden und muß etwas Berückendes besitzen — worin das liegt, wird nicht gesagt —, denn Eduards Freund Thomas Rendalen ist über Hals über Kopf aus seiner Wohnung bei Kules ausgezogen und hat sie Eduard abgetreten. Er schildert Ragni mit den wenig schmeichelhaften Worten: „Dumm sieht sie aus, Gott verzeih mirs, dumm! die Stirn könnte sie allenfalls retten, aber die verdeckt sie ganz mit ihren Haaren!“

Nach einer breit ausgeführten Vorbereitung, wo Ragni nur immer weint, mit dem Kopfe schüttelt, nickt oder davonhuscht, bis Kalle in Schlafrock und Pantoffeln — das ist bezeichnend — sie endlich im dunkeln Korridor faßt und in sein Zimmer zieht, entschließt sie sich, den widerwärtigen Sören Kule zu verlassen, und flieht zu einem Verwandten Eduards nach Amerika. Sobald Kalle seine Zukunft gesichert sieht, holt er Ragni von dort zurück, heiratet sie und läßt sich als Arzt in der Stadt nieder, wo Ole Luft als eifriger Pfarrer und glücklicher Familienvater mit Josephine lebt. Mit Schrecken und Entrüstung gewahren das die Pfarrersleute. Eduards Ehe mit Ragni gilt ihnen für unsittlich und verwerflich, und obgleich Josephine in ihrem Bruder den vortrefflichen Arzt schätzt und den edeln Charakter liebt, ist sie doch nicht imstande, Ragni freundlich entgegenzukommen. Sie verreisst, um die anrühigen Verwandten nicht in die Gesellschaft einführen zu müssen, und bald ist zwischen beiden Familien eine unübersteigbare Scheidewand aufgerichtet. Der übermäßig beschäftigte Eduard bemerkt zwar nichts von den kleinstädtischen Intriguen, aber um so schmerzlicher empfindet Ragni diesen Zustand der gesellschaftlichen Achtung. Bald geraten der junge Arzt und der Pfarrer heftig aneinander. Dem Maurer Andersen, der verunglückt ist, muß ein Bein abgenommen werden; trotz der Weigerung des Kranken führt Eduard die notwendige Operation aus und befiehlt, daß dem Unglücklichen davon nichts mitgeteilt werde, die Aufregung könne tödlich wirken. Da erscheint der Pfarrer am Krankenbette; er kann es mit seinem religiösen Denken und Empfinden nicht vereinbaren, den Kranken zu belügen — Andersen stirbt. Der Krieg zwischen dem freigeistigen Arzte, der an kein Dogma mehr glaubt, und dem Pfarrer, der sich immer hartnäckiger in seine orthodoxe Verblendung hineinarbeitet, beginnt nun mit allen Waffen, die der religiöse Fanatismus, die Herzlosigkeit und die Gemeinheit nur leihen können. Das Opfer dieses Kampfes ist die unglückliche, hilflose und kindliche Ragni. Man belauscht sie auf Schritt und Tritt; man legt ihrem unschuldigen Verkehr mit dem jungen Musikschwärmer Karl Meck unlautere Motive unter. Man weiß ihren frühern Gatten, Sören Kule, nach derselben Stadt zu locken, damit er des Doktors Nachbargrundstück übernehme. Endlich bricht Ragni unter diesen nichtswürdigen

Verfolgungen zusammen. Zu spät merkt Eduard das Entsetzliche seiner Lage. „Er selber lebte nur für das Wohl seiner Mitmenschen, er that für sie, was in seinen Kräften stand, und nicht ein Einziger von ihnen allen war ehrlich genug, dankbar genug, oder auch nur empört genug, um ihm zu sagen, daß er seinen guten Namen und [sic] den seiner Frau, [und] seines Hauses Ehre verteidigen müsse. So viel dummer Leichtfinn! So ein weiter Spielraum für Bosheit und selbgerichtetes Urteil in dieser christlichen Gemeinde!“ Er tobt gegen die durch Dogmen verblendeten Gewohnheitsstiere, gegen die gewissenlosen Seligkeitswächter, die psalmen singenden Egoisten, die kalten Gebetsplapperer, die das beste, reinste Wesen gemordet hätten. Aber da ist nicht einer, zu dem er hätte gehen, den er an der Kehle packen konnte und sagen: Du bist es! Du sollst mir Rechenschaft geben! Es waren alle und keiner. Sanfte Mitwisser, liebevolle Mitschuldige.

Endlich tritt ein Gesinnungswechsel ein. Des Pfarrers Knabe liegt totkrank. In der Verzweiflung schickt er zu Eduard. Dieser kommt und rettet das Kind. Da endlich stürzt dem engherzigen Geistlichen sein dogmatischer Bau zusammen. Laut von der Kanzel herab ruft er seiner Gemeinde zu, daß er sich auf falschen Wegen befunden habe; nicht der Glaube sei das erste, sondern das Leben; nicht in einem Worte, einer Formel, einem Sakramente habe man Gott zu suchen, sondern im Leben, in dem Leben, das man aus der Tiefe der Todesangst abgewinne, in dem Lichtsiegel, in der Hingebung, in der Gemeinschaft der Liebenden. „Nie wieder — sagt er — nie wieder will ich Menschen nach Dogmen verurteilen, die dem Gerechtigkeitsfuss einer frühern Zeit entsprechen, wenn dieser nicht gleichzeitig den Maßstab der Liebe enthält, der unsrer Zeit geziemt. Niemals, so wahr Gott lebt!“

Nach Ragnis Tode tritt zwischen dem Arzte und dem Pfarrer allmählich eine Versöhnung ein. Ragnis Unschuld, ihr Edelsinn und ihre Tugendhaftigkeit werden offenbar, und Josephine, die unter der Selbstanklage und ihren Gewissensbissen schwer zu leiden hat, weiß nicht allein den Starrsinn ihres Gatten zu brechen, sondern auch den tiefen Groll ihres Bruders zu versöhnen.

Die Tendenz des Romans liegt in den von Ragni stammenden Versen:

Wann wird es wirklich Morgen?
 Wenn heilige Kraft dich durchziehet,
 Der Sonne gleich dich durchglüheth,
 Und wenn dein Herz, von ihr entzündet,
 Sündet
 Laut der Welt im Überchwalle
 Gut zu sein, ihm, gut für alle, alle!
 Dann ist es Morgen,
 Wirklich, wirklich Morgen.

Höchste Kraft, wie du weißt,
 Auch Gefahren verheißt —
 Ist es das, was du willst — ja?
 Ja!

Das norwegische Volksleben ist in dem Roman mit großer Liebe geschildert. Wo Björnson das Treiben der Seeleute im Hafen, die Thätigkeit der Fischer am Strande, das Leben der Bauern auf ihren Höfen und in ihren veräucherten Stuben darstellt, liefert er mit seiner realistischen Kleinmalerei wahre Kabinetsstücke nach Art der Holländer. Der unruhige, zersahrene Christen Larssen, der an der Erfindungsmanie leidet, Sören Pedersen und seine Frau, die der Arzt beide durch Hypnose von der Trunksucht heilt, Ole Lufts fromme Mutter, das alles sind Typen, wie wir sie nur bei Adrian Brouwer oder Ostade wiederfinden.

Björnsons Sprache ist lebendig, anschaulich und bilderreich, zuweilen wird der Ausdruck aber gesucht, und das Bild erhält etwas Übertriebenes, Berwischtes oder unfreiwillig Komisches. Manche Mißgriffe mögen allerdings dem Übersetzer zur Last fallen, so z. B. wenn es an einer Stelle heißt: „Der grelle, dünne Glockenklang humpelte durch die Luft.“ Oder: „Der Gesang und der Rutter vereinigten sich zu einem leichten Bund dort auf dem schwarzen Gewässer, das überschattet und eingeklemmt war von kahlen Bergen, hinter denen noch höhere emporragten.“ Oft geraten die Bilder und Vergleiche in abenteuerlicher Verwirrung durch einander, so in der Wendung: „Sie sah ihn an, als (?) wenn man ein Kind zudeckt“ — oder: „Den Fall gesetzt, daß eine Saite über die Landschaft gespannt wäre, und daß ein Bogen darüber hinstrich(e?), dann würde es ungefähr so klingen, wie das Getöse des Dampfers.“ Ebenso seltsam ist es, wenn Rendalen Ragnis Augen mit den Worten beschreibt: „Gewöhnlich wickeln sie sich um Tischfüße, bohren Löcher in die Ecken oder zünden Feuer im Ofen an. Zuweilen hüpfen sie so hoch an den Wänden hinauf, wie eine Matze, die nicht ins Freie hinaus kann.“ Da aber die Übersetzung „autorisiert“ ist, so kann auch dem Dichter ein Vorwurf wegen dieser Ungereimtheiten nicht erspart bleiben.

